

PARSIFAL

Osterfestspiele Salzburg 2002, Regie: Peter Stein

„Parsifal“ ist eine heikle Angelegenheit.

Es geht da um Christi Leib und Blut und darum, ob der Erlöser selbst erlöst werden kann und muß. Erstere Frage beantwortet Richard Wagner mit Ja. In bezug auf die zweite gewinnt man in jüngster Zeit mehr und mehr den Eindruck, daß des Komponisten diesbezügliche Ahnung von höchster Aktualität sein könnte.

Keineswegs nur, weil Karikaturisten aus blasphemischen Spielchen billiges Kapital schlagen, sondern weil es auch von Erben des Amfortas nur so wimmelt, die angeblich wohlmeinend mit

schuldbefleckten Händen das
Allerheiligste begrapschen.

Die Chance, daß jemand heutzutage
begreift, wer da eigentlich „furchtbar
laut“, wie Parsifal meint, um Hilfe ruft,
scheint jedoch gering. Zumal, wenn er
sich Peter Steins Salzburger Inszenierung
anschaut, die keine Sekunde lang auch nur
den Anschein zu erwecken versucht, sich
mit dem Gehalt von Wagners summum
opus ehrlich auseinanderzusetzen.

Stein macht sich nicht einmal lustig über
die Handlung. Er stellt ein paar Bilder,
eine tierische Kundry, einen auch
angesichts jäher Erleuchtung noch tumb
und tollpatschig wirkenden Parsifal, einen
lächerlich machtgeilen Klingsor auf die

Bühne. Und eine Menge stocksteifer
Gralsritter.

Was parodistisch wirkt, passiert. So für
sich hin, sozusagen. Etwa, daß Klingsor
den göttlichen Speer an einer Wäscheleine
befestigt und in die Richtung Parsifals
gleiten läßt, der die Waffe aber nicht
rechtzeitig zu fassen kriegt. Da rutscht sie
dann ein Stückerl wieder zurück auf der
Leine. Wunder sind halt auch nicht mehr
das, was sie früher einmal waren. Nicht
einmal auf der Bühne. Schon gar, wenn sie
von Gianni Dessi gebaut worden ist.

Dies wissend, schlendern auch die
Gralsministranten wie absichtslos mit
ihren Weihrauchfäßchen schlenkernd um
den modischen Speisetisch. Die Ritter
blicken mild auf sie herab; aus

überdimensionierten Setzkästen, wie aus dem Baumarkt. Der Gralsbezirk sieht aus wie ein frühes Bühnenbildmodell Schneider Siemssens, das Karajan im ersten Anlauf verworfen hat. Der Karfreitagszauber erinnert an einen von Kinderhand ausgemalten Prospekt aus jener Zeit, in der Wolfgang Wagner noch den Geist seines genialen Bruders zu bannen versuchte. Und etwas Geschmackloseres als die sich zuckerlos verfärbenden Schäfchenwolken über dem Heckenlabyrinth, das Klingsors Zaubergarten darstellen soll, habe ich seit Werner Düggelins legendärem Wiener Zigunerbaron-Skandal Mitte der siebziger Jahre nicht gesehen.

Daß man aus solchem Geist in solchem Ambiente nicht ernsthaft Parsifal spielen kann, versteht sich. Man singt und musiziert das Werk auch nicht. Dafür sorgt eine Besetzung, die so etwas wie die angewandte vokale Farblosigkeit zur Maxime gemacht zu haben scheint.

Da ist Violeta Urmana, die man schon als Stimmphänomen bezeichnen darf. Es gibt heutzutage wahrscheinlich keine Sängerin, die die Kundry so perfekt, so in allen Lagen sicher und einfach wunderschön singen kann. Die Töne, die Wagner der Kundry zgedacht hat, besser gesagt. Ob Klagelaut oder sinnliche Ekstase, ob Fluch oder Ergebung, das hat bei Urmana keinen differenzierten Klang. Sie liefert

prachtvolle Phrasen, aber nicht nach Maß, sondern von der Stange.

Die übrigen Sänger, den böß karikierenden Klingsor Eike Wilm Schultes ausgenommen, versuchen es der Kollegin gleichzutun. Nur, daß ihnen die Mittel dazu fehlen, eitlen Wohlklang zu verströmen. Das wirkt dann (auch im dritten Akt) betulich einfältig wie bei Thomas Mosers Parsifal, bemüht, mit mehr Druck auf als Ausdruck in der Stimme bei Albert Dohmens Amfortas. Allzu biederlich farblos beim Gurnemanz von Hans Tschammer den die Orchesterwagen der Berliner Philharmoniker schon im Mezzoforte zur Unhörbarkeit verdammen.

Claudio Abbado macht nicht begreiflich, ob ihm an dieser Partitur etwas liegt, oder wenn ja, was das sein könnte. Zu hören bekommt man ein erschreckend uneinheitlich klingendes, schon in den ersten Takten des Vorspiels auf jede farbliche Feinabstimmung verzichtendes Orchester, das seinen Part mehrheitlich nicht mit den Gesangstimmen absolviert, sondern daneben herlaufen läßt.

Statt gegenseitiger Befruchtung und sensibler dramaturgischer Steigerung gibt es nebeneinander stehende Wagner-Bruchstücke. Eine so höhepunktlose Verführungsszene, einen dermaßen inkonsistenten Karfreitagszauber hört man selten. Auch hielt sich die feinsinnige Klangbalance bei den Damen des

Schönberg-Chors diesmal in ebenso engen Grenzen wie bei den Tölzer Knaben und den Rittern vom Prager Philharmonischen Chor. Von erotisierender, respektive machtvoller Wirkung ganz zu schweigen.

Dieserart ging eine Ära bei den Osterfestspielen zu Ende. Aber keine Angst, sie bleiben ein Luxusartikel. Nächstes Jahr dirigiert Simon Rattle den „Fidelio“. Eine Opernkarte in den Reihen eins bis zwölf wird dann 430 Euro kosten.

mehr

Sinkothek

Beckmessers Diarium

Operamania

Interpreten